

Die in dieser Besprechung aufgeführten Punkte zeigen ausschnittsweise, welche mannigfaltigen Probleme G. Mildenberger angesprochen hat. Diese Arbeit kann als Vorbild dafür dienen, wie man anhand des archäologischen Fundgutes zu siedlungsgeschichtlichen Aussagen gelangen kann. Sie hat damit auch exemplarischen Wert für andere Räume und Epochen.

D. Rosenstock

Friedrich Schlette: Germanen zwischen Thorsberg und Ravenna. Kulturgeschichte der Germanen bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit. Urania Verlag (Verlag für popularwissenschaftliche Literatur), Leipzig-Jena-Berlin 1972. 74 Tafeln, davon 16 in Farbe, 81 Textabbildungen.

Der Autor Friedrich Schlette, Ordinarius an der Universität Halle, hat sich die Aufgabe gestellt, das immer noch weit verbreitete Bild von den durch den Zerrspiegel der Propaganda des Dritten Reiches gesehene Germanen durch eine populäre Darstellung zu korrigieren und durch die nüchterne Sicht ernsthafter Forschung zu ersetzen.

In elf Kapiteln (Einleitung und Ausblick nicht gerechnet) führt er, beginnend bei den lebenswichtigen Realien und abschließend mit der Kunst, alle Lebensbereiche der Germanen vor, zu denen literarische, historische und archäologische Quellen aussagen können.

Räumliche wie zeitliche Grenzen umreißt bereits der Titel „Thorsberg und Ravenna“: die Römische Kaiser- und die Völkerwanderungszeit und das „germanische Kerngebiet“ (S. 9) stehen im Mittelpunkt. Damit ist ein besonders interessanter Zeitabschnitt und ein zentraler Raum der Germanen erfaßt – aber das Kerngebiet, der gewichtigste Zeitraum? Warum wurde nicht weiter nach Norden ausgegriffen, kein längerer Zeitabschnitt überspannt?

Im ersten Kapitel werden die frühesten Nachrichten und die wichtigsten Lehrmeinungen gesammelt und gegeneinander abgewogen. In diesem Abschnitt „Woher kamen sie?“ begegnen die Kimbern und Teutonen, die Fragen um ihren Aufbruch nach Süden; Poseidonius', Cäsars, Plinius' und Tacitus' Berichte, Ptolemaeus' Geographie werden in ihrer Abhängigkeit von Barbarentopoi und damit unter Berücksichtigung ihres beschränkten Wertes genannt, die Frage des Selbstverständnisses der Germanen erörtert – sie hatten es wohl kaum; und die Schilderungen aus römischer Feder geben weder Hinweise auf Differenzierungen des Äußerer oder der Sprache.

Antike Quellen wie eigene Ursprungssagen und Mythen stärken den Eindruck: ein Selbstverständnis der Gesamtheit der Germanen – wie es das römische Kunstwort nahelegt – war kaum vorhanden.

Alle archäologischen Konstruktionen (wie etwa die von Kossina, vgl. S. 17) ergeben nichts für diese Frage. Sicher, Tacitus nicht bekannte Stämme tauchen wenige Jahrhunderte später aus dem Dunkel in die Geschichte; für die frühe Zeit läßt sich eine grobe Unterteilung nur nach sprachlichen Kriterien sichern.

Aus dem ersten Kapitel wächst das zweite: ein Abriß der historischen Daten, begonnen mit den Kimbern und Teutonen vor Rom, führt er über Cäsars Widersacher Ariovist, seinerseits von Germanenscharen abgedrängt, zu den heftigen Kontroversen auf germanischem Boden zwischen Drusus und Marbod mit seinen Markomannen.

Sippe, Großfamilie, Stamm und Gefolgschaftswesen werden im Sinne des Historischen Materialismus als Grundpfeiler des germanischen Lebens, als politischer Nährboden in ihren Spannungen gesehen, die die Grundlagen für die folgende Entwicklung, die Bildung jener Stämme bilden, die im 3. und 4. Jahrhundert greifbar werden und in der Lage sind, Roms Vormacht zu schwächen – Franken, Sachsen, Alemannen, Burgunder und Thüringer treten in die Geschichte ein. Der neue Faktor von außen, die

Reiternomaden unter Attila, die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, Ost- und Westgoten, Heruler, Langobarden und Wandalen werden nur kurz gestreift.

In den folgenden fünf Kapiteln werden die Grundlagen der germanischen Kultur in großer Anschaulichkeit geschildert: Nahrungserzeugung, die Produktion materieller Güter, Handel und Verkehr, Körperschmuck und Kleidung, endlich Bewaffnung und Kriegswesen. Spannend wird die Darstellung besonders durch die wiederholte Gegenüberstellung von Geben und Nehmen zwischen Germanen und Rom: da gelangten Katzen und Wein durch römische Vermittlung in die grenznahen Gebiete Germaniens – Tiberius aber ließ sich alljährlich Mohrrüben und Rapunzel schicken, und die Daunen germanischer Gänse waren ein begehrter Importartikel in Rom.

Kurz abgehandelt wird die Bewirtschaftung im Zusammenhang mit der Klimaverschlechterung; dazu werden die Mageninhalte der Moorleichen – gefüllt mit Unkrautspesen –, der Nachweis von Esch- und Plaggenböden herangezogen. Der Ertrag von Jagd und Fischfang wird dem des Getreides gegenübergestellt, die Proportionen von Fleisch- und Pflanzennahrung aufzustellen versucht.

Im vierten Kapitel führt der Autor vor, wie die Germanen ihr Geräteinventar – wichtige Grundlage aller Lebensbereiche – herstellten. An erster Stelle wird die Eisenverhüttung beschrieben, die Beschaffung des Eisens, die Typen der Rennöfen, die Holzkohleversorgung und Qualitätsunterschiede des Eisens werden erwähnt. Daran anschließend werden die Schmiedewerkzeuge, daraus zu erschließende Schmiedetechniken und die gängigen Verzierungen – Kerbschnitt, Cloisonné, Tauschierung, Damaszierung – bis hin zu Stileigenheiten vorgeführt und die zur Organisation der Schmiede geläufigen Thesen mitgeteilt.

Als zweiter wichtiger Wirtschaftszweig wird auf die Keramikproduktion eingegangen. Die Wechselwirkung der wichtigsten Neuerungen, der Drehscheibe und des Töpferofens, wird kurz umrissen. Mit Strichzeichnungen der regional verschiedenen Formen wird der Text begleitet. Diese mit dem Text korrespondierenden, schlichten Wiedergaben erleichtern dem Laien, für den dieses Buch bestimmt ist, sicher das Lesen, ebenso wie die zahlreichen farbigen und schwarzweißen Fotos, die auf Tafeln beigegeben wurden.

Als dritten wesentlichen Produktionsbereich führt der Autor Spinnen und Weben vor. Er beginnt beim Gewinnen von Wolle und Flachs, beschreibt die Vorbereitungen und die Technik des Spinnens, das Weben am Senkrechtwebstuhl und die Brettchenweberei wie die in die Erde eingetieften Räume, in denen die Frauen spannen und webten.

„So formt sich ein vielschichtiges Bild germanischer, materieller Produktion als wichtiger Teilbereich der Kultur und als Grundlage aller übrigen Lebensbereiche“ (S. 85).

Im fünften Kapitel versucht der Autor eine Differenzierung zwischen Handels-, Beute- und Geschenkgut – den möglichen Interpretationen archäologisch aus dem Rahmen ihrer Normalverbreitung fallender Funde außerhalb ihres Herstellungsbereiches. Römischer Import, u. a. auch der Hildesheimer Silberschatz, erfordern solche Überlegungen. Der Einfluß römischer Zivilisationsprodukte auf die Germanen (Fibeln, Glas, Keramik, Tuch) ist unverkennbar. Gegengaben waren wohl Pferde, Rinder, Getreide, Bernstein, Sklaven, Frauenhaar, Seife, Gänse. Die Struktur dieser Handelsbeziehungen – eher von den Germanen als den Römern durchgeführt – könnte durch die Deutung der Funde römischer Münzen vielleicht deutlicher werden.

Diesem Handel nach außen stellt Schlette den im Innern Germaniens gegenüber – er sei am leichtesten erschließbar aus dem Stand der Arbeitsteilung: „alles, was mit dem Ziel produziert wurde, ein anderes Produkt damit einzutauschen, war . . . bereits Ware“ (S. 95).

Dieser Abschnitt bewegt sich, soweit es Grundsätzliches zu klären gilt, im Bereich reiner Vermutung. Die folgenden Paradebeispiele, etwa der durch Wanderhandwerker

gelenkte Fernhandel, Beispiele für stammesgebundene Produkte außerhalb des Stammesareals, die Feinwaagen- und Monetärlandschaften sind – wenn auch nicht unwidersprochen gebliebenes – Gemeingut der frühgeschichtlichen Forschung. Der Wagen-, Boots- und Wegebau wird abschließend behandelt; hier greift der Autor über die selbst gezogenen Grenzen hinaus.

Der Bereich „Körperschmuck und Kleidung“ ist aus römischen Darstellungen und Schilderungen, nach im germanischen Bereich gefundenen Moorleichen und Gräberinventaren zu erschließen. Der Autor schildert Haar- und Barttracht (kurzes Abschweifen zu deren Symbolgehalt), die von den Hunnen abgeschautete Schädeldeformation, die Tracht mit Hose und Kittel und großem übergeworfenen Mantel nach den Funden aus Mooren; Schuhwerk, Gürtel, Metallschmuck und -schließen nach den Gräbern. Im letzten Teil des Kapitels steht die Frau im Vordergrund. Ihrem Bedürfnis nach Schmuck vergleicht der Autor die Waffenfähigkeit des Mannes; jener zeigte durch Führen der ihm zustehenden Waffe, welcher sozialen Schicht er angehörte. Doch wäre es so einfach – wie leicht könnte eine glatt aufgehende Sozialordnung der Germanen aus den verschiedenen Quellen erschlossen werden.

Zu dem Aspekt der Bewaffnung kann die antike Überlieferung beitragen. Kampfweise und Taktik sind allein den Schilderungen römischer Ethnographen zu entnehmen. Lanzen, an zweiter Stelle Schwert und Schild (als Schutzwaffe), sind von Bilddarstellungen und aus den Grabinventaren als wichtigste Waffen nachgewiesen. Reiter erkennt man an der Spornbeigabe. Keilformation und Eingreifen der Frauen in den Kampf sind historisch bezeugt. Heilskraft und Symbolwert der Waffen werden nach literarischen Zeugnissen und durch archäologische Belege erkennbar.

Dem kriegerischen Drang nach außen, Waffengeklirr und Gefolgschaftswesen stellt Schlette im folgenden Kapitel Haus- und Siedlungsformen als zentralen Bereich der Germanen gegenüber. Ausgehend von den zahlreichen Nachbarwissenschaften, die an der Landschaftsrekonstruktion arbeiten, entwirft er das Bild des von Siedlungskammern durchsetzten Waldes und scheidet zwischen „konstanten Siedlungsräumen, häufig begangenen Durchzugsgebieten“, und „... kaum betretenen...“ Landstrichen oder Ödmarken. Brunnen- und Pfostenlocharchäologie, Berechnungen von Siedlungsgrößen, Speicher- und Stallungskapazitäten, landschaftliche Variationen des Aufgehenden der Häuser werden an zahlreichen Beispielen verdeutlicht, das Fehlen von Burgen konstatiert.

Im Kapitel 9 „Totenkult und Religion“ wird zunächst die Quellenlage vorgeführt: hier die frühen – das heißt bronzezeitlichen – Felszeichnungen, da die spät aufgezeichneten Helden- und Götterlieder und -sagen. Zeitgleich sind nur die antiken Schilderungen. Jenseitsvorstellungen spiegeln sich im Grabkult und im Wechsel des Bestattungsbrauchtums; die Opferbräuche lassen sich von großen und kleinen Opferplätzen ablesen; daneben ist Tacitus eine Hauptquelle. Die Götterwelt zeigt sich im Spiegel der interpretatio Romana und bildlicher Darstellungen. Götterdarstellungen, Kultbräuche, archäologisch nachgewiesenes und literarisch bezeugtes Priestertum, schließlich die von Süden nach Norden fortschreitende Christianisierung sind die Themen dieses Kapitels.

Ihren Niederschlag findet diese Welt in den Bereichen der Kunst. Sie wird im 10. Kapitel behandelt. Die geringe Schriftlichkeit, die Runendenkmäler mit Entstehungszeit und -ort und beschränkter Anwendung in Magie und Zauber, die Wulfila-Bibel, die Divergenz zwischen begrenzter Schriftlichkeit und reicher, mündlich weitergereicher Dichtung, die erst viele Jahrhunderte später niedergeschrieben wurde, aber mythologische Herkunftssagen und altertümliche Zaubertexte enthält – all dies wird vorgeführt, wie es, nur schemenhaft erkennbar und vielfältig gebrochen, überliefert ist. Auf Musik lassen nur die vereinzelt gefundenen Musikinstrumente: Luren, Leiern, Trommeln, schließen.

Ein weiteres Kapitel ist dem Gesellschaftsgefüge gewidmet. Es werden die Sippe, Familie, Gefolgschaftswesen gedeutet, die rechtlichen Bezüge zwischen Mann und Frau, Adligem und Gefolgsmann, Unterwerfung unter die Beschlüsse gesetzgebender und rechtsprechender Versammlungen geschildert, wie sie die späte nordische Literatur plastisch darstellt. Sport, Feste, Gastfreundschaft, Spiel und Krankheitsvertreibung sind weitere Themen.

Ein letztes, das zwölfte Kapitel, behandelt die materielle Kunst der Germanen. Es wird gezeigt, wie sie zunächst in völliger Abhängigkeit von den Kelten standen, später römische Anregungen – dies gilt nur für die Kleinkunst, das Kunstgewerbe – und später steppennomadische Komponenten aufnahmen (besonders die Farbigkeit), um erst später mit der Tierornamentik alle Anregungen zu einer eigenständigen, germanischen Kunst zu verarbeiten.

Diese knappe Übersicht zeigt, in welchem einem breiten Spektrum Schlette die Welt der Germanen vor dem Leser erstehen läßt, unter Heranziehung aller möglichen Quellengattungen und mit gutem Gespür für das unterschiedliche Gewicht der einzelnen Phänomene, auch unter Durchbrechung der selbstgezogenen Grenzen. Das auf diese Weise gezeichnete Bild ist lebendig und in vielen kleinen Einzelheiten in knappster, gut lesbarer Form hingeworfen.

Zugleich ist es eine Einführung in den angewandten Historischen Materialismus. Der als Gerüst gedachte, gleichsam die erläuternde Leitlinie darstellende Kommentar in den einzelnen Kapiteln, in anderen die einleitenden oder kommentierenden Passagen, sind aufschlußreich. Diese Art zu denken, die Fakten anzuordnen, gibt der Darstellung einige erwähnenswerte Spannungselemente: der Gegensatz Römer–Germanen beherrscht ganze Kapitel, in denen gewissermaßen zwei Pole menschlichen Handelns und Denkens, eben zwei grundverschiedene Kulturen, vorgeführt werden. Die Gegenüberstellung dieser beiden Welten, die sich bildenden Abhängigkeiten auf den verschiedensten Gebieten, die Antwort auf die Forderungen durch die überlegenen Truppen, die Spiegelung der Germanen in römischer Brechung – all dies ist klar herausgearbeitet. Ebenso sinnvoll scheint die Gliederung und Konzeption des Buches, ausgehend von der Quellenlage und den Grundlagen des Lebens (Stand der Landwirtschaft, des Handwerks) zu Religion und Kunst, das heißt dem Überbau.

Mögen die rein theoretischen, sozialökonomischen Erwägungen damit ihre Berechtigung zeigen, mögen sie sich der historischen Realität nähern – die zu fassen Hauptaufgabe, immer wieder entgleitende Zielvorstellung der Archäologie ist –, die begleitenden Abschnitte sind so allgemein gehalten, daß sie kaum ernsthaft diskutabel erscheinen. Die Grundlagen wurden von Marx gelegt (1857 in „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ zum Beispiel) und zwar in beispielhafter Systematik; den Nachlaßverwaltern ein Jahrhundert später ist es auferlegt, sein Grundkonzept und den derzeitigen Wissensstand in Einklang zu bringen (s. die über Jahre geführte Diskussion in der EAZ „Die Ur- und Frühgeschichte und das Problem der historischen Periodisierung“). So fragt es sich, ob die spärlich verwendeten Zitate marxistischer Klassiker und die generalisierenden Erklärungen nicht den Text eher unterbrechen denn als Stützen dienen. Sicher: Der behandelte Zeitraum umfaßt eine Zeit des Umbruchs im Rahmen großräumiger Entwicklungen, die meisten Veränderungen gehen auf Anstöße von außen und Spannungen im Inneren zurück – das aber wird bereits aus dem Sachtext so klar, überzeugt da so direkt, daß es des herausfallenden roten Fadens kaum bedurft hätte.

Bedauerlich ist, daß zwar die Zitate der Klassiker des Historischen Materialismus aufs genaueste nachgewiesen sind, nicht aber die Urheber der allermeisten Gedankengänge zur Sache. Diese werden so klar referiert, daß Fachkenner die Autoren selbst hinzudenken können – der Laie aber wird sie nur aus den Bildunterschriften erschließen können, und das ist zu wenig.

Es wäre bedauerlich, wenn daran die verhärtete Situation zwischen der Forschung östlich und westlich der heutigen Grenze schuld wäre – dieser Eindruck entsteht bei der Durchsicht der angegebenen weiterführenden Literatur. Sie ist ausschließlich auf in der DDR erschienene Werke beschränkt.

Trotz dieses Mangels: ein schönes, gut ausgestattetes Buch, das dem Laien das gegenwärtige Bild der Forschung von den Germanen anschaulich vor Augen führt (und das zweifelsohne mehr bietet als die bisherige populäre Literatur zu diesem Thema – die jüngst erschienenen Bücher eingeschlossen).

Gesine Mackensen-Schwarz

Untersuchungen zur Technologie des Eisens. Mit Beiträgen von R. Thomsen, F. K. Naumann, R. Pleiner. Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu 5, Hrsg. K. Schietzel. Neumünster (Karl Wachholtz Verlag) 1971. 112 S., 69 Abb.

An dem überwiegend sehr eingängig geschriebenen und reich bebilderten kleinen Band wird jeder seine Freude haben, der sich als Archäologe mit antiker Technologie beschäftigt oder als Naturwissenschaftler und Techniker sich für die Geschichte der Metallurgie des Eisens interessiert.

Von R. Thomsen aus Varde/Dänemark stammen vier Beiträge:

Metallografische Untersuchungen an wikingerzeitlichen Eisenbarren aus Haithabu (S. 9–29); Metallografische Untersuchungen an drei wikingerzeitlichen Eisenäxten aus Haithabu (S. 30–57); Metallografische Untersuchungen einer wikingerzeitlichen Lanzen Spitze aus Haithabu (S. 58–83); Essestein und Ausheizschlacken aus Haithabu – Zur Technik des wikingerzeitlichen Schmiedens. F. K. Naumann, Düsseldorf, berichtet über „Metallkundliche Untersuchungen an drei wikingerzeitlichen Zieheisen aus Haithabu“ (S. 84–99); R. Pleiner, J. Pelikán und M. Bartuška untersuchten eine „Eisenschlacke aus Haithabu“ (S. 110–112).

Wer als Archäologe noch mitunter vor technischen Untersuchungsberichten ein wenig zurückschreckt, zumal er des technischen und naturwissenschaftlichen Vokabulars nicht mächtig ist, kann bei der Lektüre das Fürchten verlieren. Vor allem Thomsen hat in seinem ersten Beitrag anschaulich die verschiedenen Untersuchungsverfahren beschrieben und die wichtigsten Kristallstrukturen des Eisens nach Entstehung, Aussehen und Bedeutung geschildert. Dieses Vokabular muß der heutige Archäologe wenigstens annähernd kennen, wenn seine Unterhaltung mit dem Metallkundler nicht in ein Nebeneinanderherreden ausufern soll. Über den Wert derartiger Untersuchungen braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Je mehr sich die Archäologie der Erforschung wirtschaftlicher Zusammenhänge zuwendet, um so mehr ist sie auf fachfremde Beiträge, besonders dieser Art, angewiesen.

Bei allem Lob zur Absicht des Herausgebers und zur Darstellung der Mitarbeiter des Bandes: Manches Verfahren ist, wie Rez. scheint, doch noch nicht genügend erläutert, um für Archäologen in seiner Wirkung voll verständlich zu sein: z. B. erwähnt Thomsen S. 36 die Elektronen-Mikrosonde (die wegen ihrer praktisch zerstörungsfreien Analyse für den Archäologen zur Untersuchung besonders interessant ist); eine Erläuterung ihrer Arbeits- und Wirkungsweise hätte eine kurze Beschreibung verdient; S. 106 wird die Röntgendiffraktometrie knapp und genau erwähnt – aber welcher Archäologe ist sich immer bewußt, daß der weitaus größte Teil seines Fundmaterials ein spezifisches Kristallgitter besitzt? Diesen Mangel an Grundwissen konnten die Autoren unmöglich ausgleichen (um so mehr wird der Mangel an einer zusammenfassenden Darstellung spürbar; die INW = Informationsblätter zu Nachbarwissenschaften der Ur- und Frühgeschichte versuchten in Einzeldarstellungen diese Lücke zu füllen; der anfängliche Elan scheint jedoch langsam zu verfliegen). Eher wäre dem Herausgeber anzukreiden, daß er nicht in den Einzelheiten schildert, wie er seine